

# Geheimnisse Berlins.

Roman von Louise Westkirch.

(15. Fortsetzung.)

Kommissionsrath Willemann wandte sich jovial an den Beamten. „Morgen, Herr Kommissar. Schaffen Sie uns Ruhe vor den Spitzbuben, Sie Retter der Gesellschaft! Sicherheit für unser Eigentum.“

Ueber den weißen Scheitel der alten Dame lag der Kommissar in des Doktors Augen, die ihn hypnotisirten. An den Plan dachte er, den Plan der kleinen Villa, von solch innerem Grausen geschüttelt, daß seine fast gemorenen Lippen die Antwort verweigerten.

„An meinem guten Willen liegt's nicht, Herr Kommissionsrath,“ sagte er langsam und schwer.

Worauf Willemann achselzuckend dem eingetretenen Direktor zurante: „Zugedrückte Sorte! Immer was Tiefstimmiges, Geheimnißvolles. Dabei stolpern sie über ihre eigenen Füße.“ Und er sah mit lächelndem Blick auf den Beamten zurüd.

„Ob der was herausbringt? — Ein Rest Spielerei aus dem Reichthum! Unter uns, lieber Direktor, ist mir gänzlich schnuppe, ob die Junker ihr Geld nach der Regel oder gegen die Regel verlegen. Ich spiele nicht. Daß mir der Staat mein redlich erworbenes Eigentum sichert, dafür bezahl' ich meine Steuern.“

In einem Wirbel von Komplimenten, Abschiedsgrüßen, Lachen, schob die kleine Gruppe sich aus der Thür. Frau von Rössing mahnte mit ihrer hellen Stimme noch auf der Schwelle den Doktor, ihr ja am dreihigsten nicht zu fehlen. Sie fürchtete sich vor dem Gelde, wahr und wirklich! Der Gedanke, den jahrhundertalten Besitz der Rössings, dies Fundament des alten Geschlechtes sozusagen zusammenzubrechen zwischen ihren zwei Händen zu halten, rege sie und unerschütterlich auf.

Hinter Wicelius stehend, fing Friedrich das tameradischliche kurze Kopfnicken auf, das Lisbeth ihm gönnte, und den langen, kochenden Blick, der im letzten Augenblick noch Wicelius traf.

Der grüßte und nickte und lächelte, und als die Thür sich hinter der Gruppe schloß, zog er sein weißes Taschentuch aus der Brusttasche und fuhr sich über die Stirn. Die Junihige war schon brüderlich.

Ein leises Klirren. Frey bückte sich und hob einen Gegenstand auf, den sein Vorgesetzter mit dem Tuch aus der Tasche gekleidet hatte. Es war die Hälfte einer goldenen Brosche, eigentlich nur ein Stück Rand, der nicht mehr vorhandene Edelsteine umschlossen haben mochte.

„Sie haben etwas verloren, Herr Doktor.“

Er sah ihm in die Augen, in das Nette der Augen, diesem wunderlichen Ningsgeflüster, der zerbrochenen Frauen- schuld in der Tasche mit sich herum- trug. Aber es war kein Flakern in diesen Augen, nicht der Schimmer eines Ertröhens auf den bräunlichen Wangen.

„Danke schön. Sieh, findet sich das Ding hier? Hab' es zu Haus gesucht wie eine Stednadel. Ein Rest von dem Schmutz meiner Mutter, Herr Astroth. Ich lasse mir den Stein zu einer Nadel umarbeiten. Es ist mir doch lieb, daß ich's wieder habe.“

Er lag Frey Astroth's scharfe Augen hatten deutlich erkannt: es war ein neues, ein getragenes Schmuckstück. Warum lag er? Was für eine Bewandniß hatte es mit dem Stückchen Schmutz, das er jetzt mit ruhiger Sicherheit im Goldverhau seiner Selbst- tische barg? Wer war er überhaupt, dieser Mensch voll Widersprüche, der sich insgeheim geduldig bestehlen ließ und öffentlich fünfthausend Mark für die Begreifung eines Spitzbuben aus- schickte?

Es war der Mann, der Lisbeth Willemann heirathen wollte. Es war aber auch der Mann, der Frey Astroth Brod gegeben hatte, die Möglichkeit, seinen Bruder auf eine gute Schule zu schicken, seine Mutter vor Noth zu schützen.

Frey Astroth sentte den Kopf auf sein Kuilt und die Zähne zusammen- kram. Nicht denken! Nur nicht denken! Die Gedanken kamen doch. Keiner sah. Er sah. Mußte er nicht warnen? Und wieder: Als Niemand ihn retten wollte, hatte der ihn gerettet. Zum Rudas soll man selbst am Teufel nicht werden. Außerdem, der Mann hatte sein Geheimniß, Muße es ein verber- berisches, gemeingefährliches Geheim- niß sein? Was ging die ganze Sache l h an? — Aber dieser Mensch wollte Lisbeth heirathen. Es ging ihn doch an, wenn Lisbeth unglücklich wurde.

„Da haben Sie sich wieder verrech- net. Das wird nachgerade unerträglich.“

„Ich mit Ihnen!“ sagte das eine un- gare Gewächs, das auf Frey eifersüch- tig war.

Frey nahm sich zusammen, rechnete, rechnete. Jeder für sich und Gott für uns alle!

Aber zwischen den steifen Zahlen sah er Lisbeth, nicht die vornehme Dame von heute, die kleine Lisbeth im kurzen, vertragenen Röschchen, und sie klagte, ihre großen Kinderaugen voll Thränen: „Böser Frey! Warum hast du mich nicht gewarnt?“

Die Uhr schlug Eins. Wicelius griff in die Brusttasche, wo auf seinem Herzen Verolitta's Brief steckte, und nahm seinen Hut. Der alten Frau, die tam, um das Bureau zu fegen, schenkte er drei Mark.

„Er geht zu ihr!“ dachte Frey grim- mig. Er meinte Lisbeth. Hellmuth Wicelius aber ging zu Verolitta.

Sie sah und nickte flüchtig auf ein neues Kostüm. Sie hatte in einem Sommertheater ein bescheidenes En- gagement angenommen.

„Besser als nir! Warum soll ich gehen in Ferien?“ sagte sie zu der Winter- meier. „Ich hab' das nicht nötig. Arbeiten macht geschmeidiger als ein Bad. Und ich muß sein klug und ver- dienen sehr viel Geld für später. Eine Frau kann in mein Fach nicht arbeiten länger als bis dreihig Jahr“ höch- stens.“

Bis dahin wollte sie ein Vermögen haben.

Wicelius hatte sich nicht anmelden lassen. Sie fuhr erschrocken auf bei seinem Eintritt.

„D — Sie —!“

Er stand an der Thür wie an jenem Abend.

„Ich komme am Tag, wie Sie be- fehlen, Verolitta.“

Da streckte sie ihm die Hand entgegen, ihr ehrliches, sonniges Lächeln um die Lippen.

„Ich bin so froh, daß Sie mir nicht böss sind.“

„Sie haben mir sehr weh gethan.“

„Das hab' ich nicht gewollt. Ich hatte den Kopf verloren. Was Sie zu mir gesagt haben, das ging mir in mein' Sinn und stieg wie ein Meer. Es war mir, als müß' ich erkranken, und ich hatt' Angst, fürchtbare Angst.“

„Vor mir? — Kind, ich hab' Ihnen gesagt, ich halt'! Nicht gegen Ihren Willen soll ich nur die Hand da.“

„Vielleicht hatt' ich Angst vor mir selbst. Ja! Ich lieb's nicht, wenn die Dinge fallen über mich her mit so ein' Gewalt, daß ich nicht wollen kann, was ich möcht'. Ich muß immer sehen, wohin ich mein' Fuß setz'. Es ist die allererste Regel von mein' Kunst, wissen Sie.“

„Der Kunst des Gleichgewichts.“

Er lächelte. „Es ist was daran. Aber das Herrliche im Leben ist doch gerade, was aus dem Gleichgewicht fällt. Das große Glück, das große Gefühl, die große Tugend sogar fallen nicht in das Gleichgewicht der Dinge. Fürchten Sie sich davor auch?“

„Ja! Ja! — Und auch vor solche Menschen, die aus dem Gleichgewicht fallen. Sie sind so einer. Darum sind Sie unglücklich. Es thut mir so leid um Sie. Ich wollt' viel drum ge- fragt, wenn ich Sie könnt' einfach, ru- hig und zufrieden machen.“

„Einfach, ruhig, zufrieden,“ wiederholte er.

„Ist das unmöglich?“

„Lassen Sie mich noch einmal, las- sen Sie mich anders geboren werden. Geben Sie mir anderes Blut, ein an- deres Hirn, eine andere Vergangenheit — dann vielleicht. Aber warum denn auch ruhig und zufrieden? Glücklich können Sie mich machen, Sie allein! Das ist mehr, Verolitta!“

„O, das ist ein Jertikum! Die ganze Welt steht Sie offen! Die ganze Welt macht Sie nicht glücklich. Was könnt' ich Sie geben?“

„Dich.“ Er ergriff ihre Hand.

Sie riß sich los. Sie rang nach Athem, nach Worten.

„O mein Gott! Mein Gott! Was verlangen Sie von mir! Alles, was ich hab', mein Leben, mein' Stolz, mein' Freud' an mir selbst. Und wenn ich Sie all das gegeben hab' und ganz arm bin, dann wird es Ihnen nicht werth sein, was Sie glauben.“

Er machte eine Bewegung.

„Nein, nein! Der Schmetterling ist nur reizend, wenn er fliegt in der Luft. Wenn Sie ihm ausgerupft haben die Flügel, ist es kein Schmetter- ling mehr, freut er Sie nicht. Lassen Sie mich mein' Flügel! Bitte! Bitte!“

„Aber was fürchtest du denn? Ich liebe dich, Kind! — Wenn du deine lästige Hand auf meine laßt, hältst du sie zurück von wilder That. Wenn du mich anfiehst, ist's, als schlug alles, was gut und unbedorben ist in dem menschlichen Gezücht, die Augen auf und bäte um Schonung. — Um deinet- willen, Verolitta, könnt' ich die Men- schen lieben.“

Sie riß sich los. Sie rang die Hände.

„Ich kann nicht! Das nicht! Ich kann nicht leben, wenn ich nicht mit

autem Gewissen allen Menschen in die Augen sehen darf. Und ich hab' ge- schworen in die Hände einer Todten, daß ich immer ein rechtschaffenes Mäd- chen bleiben will!“

Ueber seine gespannten Züge glitt ein Lächeln.

„Ist's das? Streiten wir um die Form? Rind, Sie sollen meine Frau sein, in allen Ehren, vor aller Welt. Ich will doch nichts, was Ihnen Kummer macht, Ihr Gewissen belastet.“

Verolitta war zurückgewichen bis zum Fenster. Todtenbleich stand sie dort.

„Ihr' Frau?“

„Erschreckt Sie das auch?“

„Nein — Ja! Ich weiß nicht. Es ist so fremd. Ich hab' daran nie ge- dacht, nie!“

„Aber du willst? Du hast mich ein wenig lieb? Sag' ja!“

Er suchte sie in seine Arme zu zie- hen. Aber sie entglitt ihm gewandt, stand bläß und zitternd ihm gegen- über.

„Ich weiß nicht. Heilig, ich weiß nicht! Lassen Sie mich Zeit! Lassen Sie mich mich besinnen. Ich bin Ihnen gut. O, gewiß! sehr gut. Und wenn ich fürcht', dann ist es für Sie eben- soviel wie für mich. Verlangen Sie heut' kein' Antwort, bitte. Ich — ich werd' Ihnen schreiben.“

„Auch das. Du machst mit mir, was du willst. Ich geh' also. Aber denk' auch, was für Stunden, Tage ich zubringe in der Erwartung. Denk', daß ich kein' Mitleidiger bin, wie die Menschen wähnen, daß du meine ein- zige, letzte Hoffnung bist, daß wenn du — Kind! du weicht nicht, weicht nicht, was du mir bist!“

Eine tiefe schmerzliche Mühnung er- griff Verolitta beim Anblick seiner Sanftmuth.

„Ich fühl', daß Sie es sehr, sehr gut mit mir meinen,“ sagte sie bewegt.

„Und ich hab' nie empfunden für ein' Mann, was ich für Sie empfind', das ist wahr. Ich kann nicht sagen, ob das ist Lieb'.“ Mit einem kleinen, schättseligen Lächeln setzte sie rasch hin- zu: „Ich will drüber nachdenken.“

Er nahm ihre Hände, drückte seine Lippen, seine Augen darauf. Und ohne ein Wort ging er aus der Thür.

Verolitta aber war, als sei ein Wirbelsturm über sie weggeegat. Er- schöpft, athemlos warf sie sich auf den nächsten Stuhl und stützte den Kopf in die Hände.

Seine Frau! Seine Frau! — Er konnte bei ganz anderen anfragen und würde ein bedingungsloses Ja davon- traen. Warum hatte sie sich denn nicht in seine Arme geworfen? — Er war ihr nicht gleichgültig. Sein Blick, seine Stimme brachten ihr Blut, ihre Sinne in Aufruhr. Ein heißes Mi- leid mit seinem Kummer erfüllte ihr Herz. Sie hätte sich den kleinen Fin- ger abgehackt, wenn's ihn hätte glücklich machen können. Und doch dies Zaubern, dies Erstarren, Ver- sagen der Empfindung im entscheidenden Augenblick! Warum? Warum?

Ein Finger pochte an ihre Stuben- thür. Sie that sich auf. Im Rahmen stand Rob, die Lippen zusammenge- kniffen, einen bösen Blick in den sun- telnden Augen.

Verolitta's Athem setzte aus. Sie starrte ihn an wie eine Erscheinung, wie eine Offenbarung. „Darum!“ schloß es ihr durch den Kopf, durch das erbebende Herz. „Darum!“

Rob drückte die Thür ins Schloß. Er sah Verolitta nicht an.

„Bitt' um Entschuldigung. Ich wollt' die Bücher von Frau Winter- meier holen. Darf ja wohl? Störe nun nicht mehr?“

„Rob,“ begann Verolitta langsam, „Herr Doktor Wicelius hat mich ge- fragt, ob ich sein' Frau werden wollt.“

Rob suchte zusammen. Eine ehrliche Werbung hatte er nicht erwartet. Aber er antwortete nicht, räumte nur flüchtig die Schriften, die seine Wirtin ihm geliehen hatte, dem Fensterbrett. Und als er pedantisch einen Band auf den andern gelegt hatte, ging er ohne ein Wort der Thür zu.

„Sie sagen ja gar nir?“

Rob wandte sich. „Fehlte auch noch, daß ich was sagte! — Ein Kerl, von der Straße aufgesehen, den Sie aus Darmherzigkeit füttern!“

Das hindert nicht, daß Sie könn- ten ein bißchen Antheil an mein' Schicksal nehmen, wie?“

„Also, ich wünschte viel Glück. Da Sie den Doktor brieflich herbeifellt hatten, sind Sie ja nun wohl zurei- den? Hübscher — da ich doch 'was sa- gen soll! — wär's freilich gewesen, wenn Sie nicht an jenem Abend die Comödie mit mir aufgeführt hätten, nicht mir den Kopf toll — Aber ein Mensch wie ich hat ja wohl nicht das Recht, sich zu beklagen.“

„Ich hab' kein' Comödie gespielt. Ich spiel' nie ein' Comödie! — Sie sind unerschäm't, wissen Sie das?“

„Ich ärgere Sie ja nun nicht länger, bin dabei meine Sachen zu packen.“

„Haben Sie ein' Platz?“

„Nein. Ich geh' auf die Straße, wo ich hergekommen bin. Wird wohl mein Platz sein, da ich einen anderen nicht hab' finden können.“

„Was soll das sein? Es hat Nie- mand Sie gehen heißen. Warum ge- hen Sie?“

Er trat vor sie hin, sah ihr trotzig in die Augen.

„Wenn ich Ihnen den Grund sagte, würden Sie mich wieder unerschäm't schelten. Wären Sie glücklich sein.“ Die Stimme versagte ihm. Er brei- tete mit einer lebenshaften Bewe- gung die Arme aus. — „Sie glücklich,

Verolitta! Hätt' ich das Glück zu ver- geben, und allen Reichthum der Welt und die Sterne am Himmel!“

Er brach ab, ballte die Hand, grim- mia darüber, daß seine junge, heiße Liebe dies Geständniß seinen Lippen erprekt hatte. Was wollt' er denn? Ein Geisteserter, Hiflofer, der von dieses Mädchens Gnade lebte! — „Ich bitt' um Entschuldigung. Bettler reden ihren Wohlthätern nicht von Em- pfindungen. 's ist unanständig, lä- cherlich. Aber Sie beargen nun, daß ich nicht bleiben kann. Zur Zeit kann ich Ihnen auch nicht einmal Ihre Aus- lagen zurückerstatten.“

„Was reden Sie denn nur?“

„Aber aus der Welt geh' ich nicht als Ihr Schuldner,“ fuhr er fort. „Ich schlage die Thür nicht hinter mir zu, ehe ich Ihnen nicht zurückerstattet hab'.“

Sie hielt ihn fest. Aus den Augen, die in Troh und Liebe ihr entgegen- schübten, war der erleuchtende Funke in ihr Herz übergesprungen. Ein wilder, ungebürdiger Knabe nur, von der ganzen Herbeheit der Luft. Aber doch Reich von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut. Einer, der auf- gewachsen war wie sie im Kampf mit der Noth des Lebens, einer, der ihre Sprache sprach, ihre Gedanken dachte, und unter der Plumpheit und Rauheit des Ausdrucks ein ungerö- chenes, thaufreies Gefühl. Und diesen liebte sie. Der andere, um sieben Welten über jenem und ihr selbst ste- hend, würde ihrem Empfinden und Be- oreifen ewig sieben Welten fern blei- ben.

Zwischen Weinen und Lachen rief Verolitta:

„Was reden Sie für dummes Zeug! Und alles durcheinander! Sie haben mich lieb, Rob, und darum wollen Sie fort! Das ist ja Unsinn! Unsinn! — Wir sind so jung, wir beide. Wir können sehr gut noch ein paar Jahr' warten, nicht wahr?“

„Wir! — Frau Doktor Wicelius braucht nicht zu warten!“

„Aber ich werd' nicht Frau Doktor Wicelius! Ich schreib' ihm, daß Sie's nicht wollen!“

„Verolitta!“

„Ja, ja, ich hab' Sie lieb, Rob, ob- gleich ich sagen muß, es ist ein' Dumme- heit. Denn der Doktor ist sehr viel höflicher und wird niemals grob.“

Er riß sie in seine Arme. Er küßte ihre Lippen, ihr Gesicht.

Verolitta! Verolitta!“

„O, aber,“ sagte sie, ihn in den Haaren auhend, „ich wech' mich auch. Es wird nicht immer friedlich gehen mit uns beiden, mein Herz! weil du bist doch ein zorniges, anspruchsvolles, unzufriedenes Patron.“

„Nicht mehr,“ murmelte er, „nicht mehr. Mit dem einen hat das Schick- sal alles, alles glatt gemacht, was traus war, was noch traus kommen wird. Nur das trinkt mich, daß ich doch ein Habenicht's bin, solch ein Garniermann! während du —“

Sie leute ihm die Hand auf den Mund. In sein Ohr flüsterte sie Worte der Hoffnung, des Glücks.

17.

Sonntagnachmittag. „Sunsonnen- schein. In den geschlossenen Kauflä- den Dede. Auf Straßen und Wegen geniehende Menschenhaaren. Und die nicht onehen, träumen in ihren Stuben ihren Sonntagstraum, jeder den seinen, unwürdige und heilige Träume, verschieden wie die Seelen der Menschen, aus denen sie aufsteigen.“

Die Auslagen von Zslap's Anti- quariat schliefen verstaubt hinter den kleinen Fensterscheiben. Vor der La- ter- thür im Hausflur klebte ein schmu- zigter Zettel: „Geschlossen.“ In sei- nem Bureau arbeitete der alte Mann. Er liebte die Festtage wie die späten Abende ihrer Ungehörtheit wegen. Die Gaslampe brannte. Manchmal hob er den Kopf von dem Werthpapier, das er prüfte, und horchte, die Lupe in der Hand, reuungslos ins Dunkel. Zslap träumte nicht, er dachte.

„Ein Astreut' ist's mit den Töchtern. Wachsen sie heran, sind sie keine Stütze wie die Söhne. Man soll sie verheirathen, und dann kommen die Schw- oersöhne, die sind nicht Blut von unse- rem Blut. Sie denken an das Erbe und nehmen keine Rücksicht auf die Ruhe von einem alten Mann. Wacht' doch der Kaffoff die Mißmessenhe be- stehen! — Was hab' ich von dem Ein- falkövintem dem Bullentalb? — Ge- was? — Bringt mir mein Haus in Ver- ruck mit seinen Dummeheiten, der Nebbüch! Wenn die jungen Hedte frei- sen den Speck der biden Karpfen, gut! 's ne reunde Speise, Karpfentett! macht sie fett. Aber Blut? — Was haben sie vom Blut der Karpfen, soll mir einer saen. Blutige Mäuler! — Blutige Mäuler, daß die Leut' mit Fingern auf sie seigen.“

Er fuhr zusammen. Durch das alte Haus war ein Ton geklungen wie ein Seufzer.

„Es ist 'ne Rattie, natürlich! — Ich wech' alt. Er hält' mich müssen aus- la'en mit dieser Sache. Ist kein Ge- schäft, so was!“

In dem Ladenraum wurden jetzt Schritte laut. Zule kam aus dem Ver- schlaa verschluckt, in dem sie schlief, sonniglich gepuht, königlich schön un- ter der Krone ihres flammenden Haars, auf dem ein kleiner Strohhut mit einem Korbblumenstrauß schaukelte. Sie wollte hinaus aus Staub und Dunkel, ins Sonnenlicht, ins Men- schengewühl, an der Seite des Bräuti- gams, auf dessen brutale Männlichkeit sie stolz war, sich dem sonniglichen

Berlin zeigen. Und verdrossen schaute sie sich um. Kaffoff hätte da sein sol- len.

Sie riß die Ladenthür auf. Da sah sie hinten im Dunkel am morschen Ge- länder der Kellerterre eine Gestalt, die sich hinabbeugte, tief, tief hinunter in die Finsterniß. Zum zweitenmal in einer Woche überraschte sie ihren Schatz in dieser Stellung.

„Ru blaf' mer aber zener den Stoch weg! Mar! was haste immerlos in den Keller zu sieren?“

Er fuhr auf. Er lachte, sah, küßte sie. „Da is's schön dunkel in,“ sagte er wild. „Willste mal tuden?“

„Du! Nach' keine schlechten Wipe! Mllong! Bei den „Zelten“ is Daz. Re, erst bewunder' mal! Bin ich nich tieflein?“

Sie deutete auf ihren Stehtragen, in dem Kaffoff's Nadel steckte, die rothe Beere zwischen den Goldblättern.

„Ach ja so, die Brosche!“ Sein La- chen klang gezwungen. „Haste die in- jestodden? Is ja man ein Quarf.“

„Ree du, das is was jara Apartes. Das sagt die Spenglern drüben auch. — Neben wir denn nu?“

„Nach 'n „Zelten?“ Ach wo! Hier können wir auch tanzen.“

„Am Keller? Du bist woll 'n biß- len druffant am Koppe? — Her- zesh! warum haste denn deinen Schnurrbart abjeschnitten?“

Er versuchte wiederum, sie zu kü- fen. Sie wehrte sich.

„Sör' auf du! Ach will nich! Zer- knausch' mir nich meinen Staat!“

Sie meinte beinah. „Mar, komm! bring' mich nach 'n „Zelten.“ Ich — ich bin auch jut. Bloß komm! Der Mensch wa doch mal Luft schnappen im Trünen!“

„Willste wirklich jut sein?“

„Jedich un wahrhaftig! Bring' mich bloß nach 'n „Zelten!“

„Et is 'ne klohige Dummeheit,“ brummte er. „Na, denn los!“

Sie schrie auf vor Freude.

Da öffnete Zslap die Thür.

„Kommt herein, ihr!“

Sie wagten nicht zu widersprechen.

„Was denn, Vatter? Halt' uns nich auf. Wir woll'n nach 'n „Zelten.““

Zslap schob die blaue Brille auf die Stirn und sah seinen künftigen Schwiegerjohn an. „Verüdt? He?“

Kaffoff wurde roth.

„Die Koftrübe werden sie mit ja nich gleich runterhauen.“

„Hier bleibst,“ ziffte Zslap. „Giee im Haus bis Schummern. Dann nimmt Du Deinen Berliner und tome Fleppen (gute Papiere) und traustest ab, auf's Land, in Dienst.“

Zule in ihrer wilben Eifersucht umklammerte ihren Bräutigam.

„Auf's Land? Fort? — Fort lass' ich ihn nich, Vatter.“

Da wachte Zslap den Kopf. In der trüben Dämmerung des Ladens ge- wahrte er jetzt erst an des Mädchens Hals die rothe Beere zwischen den Goldblättern. Seine Gesichtsfarbe wurde grünlich. Mit bebenden Fin- gern riß er den Schmutz herunter, hob die Hand und gab seiner Tochter eine nuchtige Ohrfeige.

„Das Paradies ist verloren gegan- gen durch ein Weib. Der alte Zslap will nich verschütt gehen um eine eitle Dille.“

Zule heulte auf. „Du sollst mir nich alles wegnehmen! Der Schmutz gehört mir. Mar hat mir'n jeleben, mir!“

Aber über der Tochter haschende Hände weg warf Zslap gleichmüthig die Brosche in ein Käßchen mit altem Goldschmutz, das er zuknipste.

„Kaffoff, komm in mein Kabinett. Ich muß mit dir reden ein paar Lör- ter.“

Der Mann mit dem Stiernaden und den Ringerkmuskeln wehrte mit ei- nem Achselzucken seines Mädchens leidenschaftliches Flehen um Weistand an und folgte gehorjam dem Athan, den er zwischen Daumen und Zeigefinger hätte zerdrücken können. Aber Zslap war zäh wie ein Riemen und giftig wie eine Schlange und wollte seinen Willen. Im Thürrahmen sah er sich noch einmal nach Zule um.

„Gans, wech'...“

Da schlug die Thür in's Schloß.

Zule warf sich schreiend auf den Boden und raufte ihr Haar.

Während sie keuchend, knirschend am Boden lag, trat Will Strubberg in den Laden. Wenn dieser junge Mann nichts Besseres mit sich anzu- fangen wußte, besuchte er gern den alten Zslap, wo sich immer in irgend einem Winkel ein Geschäftchen fand.

Zule stand hastig auf, wuschte die Thränen von ihren Augen.

„Ei, Fräulein Zule, weinend! und so im Staat?“

Sie rüdt ihren Hut gerade und schöpft Athem. — „Wollen Sie zu Vattern? Der is beschäftigt.“

„Schad' doch nichts. Ich warie sehr gern hier ein bißchen. Oder — hat er was dagesen?“

„Er? — Wenn Sie Kaffoffen meinen, das möcht' mir nu schon janz- lich schnuppe sein.“

„Nanu? Bergant! Ree doch! Wenn einer so 'ne schöne Braut hat.“

„Ich mein' auch, ich könnt' mich se- hen lassen.“ Ein Gebante kam ihr. „Hören Sie mal, Wäthen, eigentlich könnt'n Sie mich 'n bißchen ausfüh- ren, wie?“

„Aber wohin Sie wollen.“

„Was mich für Herrn Ebel einnimmt, ist, daß er seine Frau aus- wahrer Liebe geheiratet hat.“

„Ein grandiofer Gedanke! Habe die Ehre, Fräulein Zslap.“

„Ich komme, ich komme.“ Eilig zupfte sie vor einem alten Spiegel ihren Anzug vollends wieder zurecht. Der Stehtragen, an dem die Nadel fehlte, klappte. Da packte sie ein wül- thenber Troh. Sie nahm den Kasten, in dem Zslap ihren Schmutz einge- schlossen hatte. Mit der Kraft, die der Zorn ihr gab, sprengte sie den Deckel, wühlte mit zitternden Fingern ihr Kleinod heraus und defestigte es an der alten Stelle.

„Das is nämlich meine. Vatter wollt' sie mir wegnehmen. Aber dafür sind wir auch noch da. Nu, kommen Sie! — Re, wirklich Wäthen, eigen- lich sind Sie 'n fürchtbar netter Kerl.“

Sie traten aus der dunklen Florie. Wie eine Ente in ihr kühles Wasser- element, so tauchte diese große bil- lende Dame im Heißhunger ihrer ge- nuhverlangenden Jugend hinein in den Sonnenchein, in das braufende, farbige Leben, den Boden der Zer- setzung vergehend, aus dem sie hervor- ging, die grauenvolle Hölle, der sie ent- stieg, den Giftschal selbst, den sie an sich trug, um im Lichtstrahl der Freude zu tanzen mit anderen Eintagsfliegen.

Unterbesen unterhandelte in seinem Cabinet Zslap, mit Händen und Fü- ßen gestikulirend, mit dem ehemaligen Schlachtergesellen. Leise, kaum hör- bar, wisperte er, während die Erre- gung seines mageren Körper schüttelte. Und der Stiernaden seines Gegners beugte sich tiefer und tiefer, die mus- keltropfenen Arme wurden schlaffer und schlaffer.

Zwei Stunden später, nachdem Zule mit Will durch die Vorderthür hinausgegangen war, schlich durch die Hinterhöfe und Schuppen ein Mann mit schwarzem Vollbart, eine schwarze Binde über einem gerötheten Auge. Dem Bahnhof Friedrichstraße zu, den er kurz vor Abgang des Schnellzugs nach Danzig erreichte. In dem Wagh, den dieser Mann außer Lauf- und Militärstiefeln und den Zeugnissen ver- schiedener Meister in seinem kleinen Berliner mit sich führte, war er be- zeichnet als August Kente, gebürtig aus Potsdam, vierzig Jahre alt, mittel- groß, mit schwarzem Haar und Bart, Schlachtergeselle.

Lauflos, wie ausgestorben lag Zs- lap's Haus im Sonnenchein. Außer Zslap befand sich, die Ratten und Mäuse ungeredet, nur noch ein lebendiges Wesen darin, Razi Razi, und der lag in sich zusammengehu- schelt reglos am Ofen der Hinterkub auf seiner Uferbedede. Er mußte Tag für Tag so viel durch die Strahlen ren- nen, daß der Sonnenchein ihn nicht lodte. Er liebte sie auch nicht, diese nordische, tiefmütterliche Sonne, in der die Menschen froren, und er war immer müde. Das machte der Husten, der ihn die ganzen Nächte hindurch schüttelte und seinen Körper schon zum Gerippe ausgetrocknet hatte. Bald sechzehnjährig, erschien er behend wie ein Eißfabriker. Aber er war sehr vernünftig. Die Augen, die sich in dem hageren Gesicht unheimlich ausbrei- teten, zur Decke erhoben, die langen Fin- ger unter dem Kopf verstränkt, träumte auch er keinen Sonntags- traum. Er sah nicht die Spinnweben, die in einem unfühlbaren Zugwind droben hin und her schwangen. Er sah die Felskröten seiner Heimath schon gebadet in der dunkelblauen Himmel steigen. Im frischen Wind- hauch zitterten die Silberblätter der Oliven; über ihm schimmerten wie goldene Sterne Drangen, neben ihm leuchtete das Meer, Neapels blauer Golf mit seinen kurzen, lustig hüpfen- den Wellen. Er lag am Strand und war warm, warm bis in die Knochen, warm bis in's Herz. Wenn ein Frem- der des Weges kam oder fuhr, nahm er die Mühe von seinen schwarzen St- telbaaren. „Solbo“, Signor. Das war seine ganze Arbeit